

So war mein Leben

Erinnerungen von meiner Kindheit und Jugend,

so wie ich sie erlebte.

Auch gute und schlechte Zeiten waren dabei!

Ich, Paul Großpietsch, wurde am 8. November 1927 in Köpprich 205 in Schlesien geboren. Mein Vater war der Schießmeister August und arbeitete auf der Rudolf Grube in Köpprich. Mutter war Anna Großpietsch, geb. Hoffmann. Als ich knapp 4 Jahre alt war, wurde Vater krank und kam ins Knappschaftslazarett nach Neurode. Er wurde mit einer Lungenentzündung eingeliefert und bekam eine Rippenfellentzündung dazu. Mutter besuchte täglich Vater, obwohl es 6 km eine Tour zu laufen waren. Eines Tages brachte sie Stoff mit für ein neues Kopfkissen. Gegen Abend nähte sie das Kissen, denn sie wollte es am anderen Tag mitnehmen.

Nun war es schon dunkel und es klopfte an die Tür, Onkel Franz kam herein. Er fragte, ob seine Frau bei uns sei. Mutter ahnte gleich und fragte, ob mit August, meinem Vater etwas passiert sei? ! Da sagte der Onkel, er sei so eben eingeschlafen.

Nun stand Mutter mit uns 4 Jungen allein da. Josef, der Älteste war 13, Herbert war 11, August 9 und ich knapp 4 Jahre alt. Am Tag der Beerdigung regnete es in Strömen. Auch ich wollte mit, durfte aber nicht. Es ging von Köpprich nach Volpersdorf in die Kirche und zum Friedhof.

Von nun an begann eine schwere Zeit für uns. Mutter bekam wenig Rente, da Vater gerade 40 Jahre alt war, als er starb. Ein Jeder von uns musste helfen, so gut er konnte. Im Frühjahr wurde der Garten bestellt: Gemüse und Kartoffeln angebaut. Bei Trockenheit mussten wir Wasser aus dem Bach holen, der dicht am Haus vorbei floß und gießen.

War diese Arbeit vorbei, wurde beim Förster ein Erlaubnisschein gekauft, zum sammeln von Holz, Beeren und Pilzen. Es begann mit den Himbeeren, das waren die ersten Früchte, die reif waren. Man ging morgens los, im Rucksack ein großer Eimer, Flasche Kaffee und Butterbrot. Eine Milchkanne wurde als Maß genommen zum pflücken. Haben wir den Eimer voll gehabt und viel gefunden, so wurde alles eingedrückt. Man verkaufte die Beeren beim Kaufmann, wir bekamen für 1 Pfund 9-15 Pfennig. In den Wald, wo es Beeren gab, da mussten wir so 1 Std. laufen. Hatten wir unser Gefäß voll, so hatten wir 20-25 Pfund gepflückt.

Das Geld wurde für Lebensmittel und Schuhe gebraucht. Nach den Himbeeren begann die Blaubeerernte, da musste man 2 Std. laufen! Diese Beeren brachten uns aber mehr Geld, da bekamen wir pro Pfund 25-30 Pfennig. Für den Eigenbedarf machte Mutter Himbeersaft und kochte Blaubeeren ein.

Im Herbst ging ich mit Bruder Herbert morgens um 6 Uhr in die Pilze. Der größte Teil wurde verkauft und der Rest selbst gegessen. Auch in der Zwischenzeit ging es in den Wald zum Holz sammeln. Mit dem Leiterwagen und Seilen ging es los in die Berge. Da wurde ein Haufen Holz gesammelt, zusammen gebunden und nach unten gezogen. Wenn der Wagen voll war, ging es nach Haus und wurde gleich klein gemacht für den Winter.

Mit 6 Jahren musste ich zur Schule, auch das war nicht einfach! Vom zeitigen Frühjahr bis in den späten Herbst, gingen wir, auch meine Brüder, barfuss zur Schule. Mutter strickte und

nähte für uns viele Sachen selbst. Mit 6 Jahren bekam ich von einer Holztonne 2 Bretter – daran wurden 2 Lederriemen genagelt und ich hatte ein paar Schneeschuh.

Mit 9 Jahren ging ich dann allein zum Bauern Kühe hüten, denn es gab bei uns keine Weiden. Morgens um 9 Uhr ging es los. Die Kühe wurden auf eine Wiese getrieben und ich musste aufpassen, damit sie nicht zum Nachbarn fressen gingen. Es gab 2-3 Scheiben Brot und Kaffee mit zu Essen. Ich nahm mir auch ein paar Kartoffeln mit, machte Feuer und garte sie. Um 4 Uhr am Nachmittag musste ich zu Haus sein, dann wurden die Kühe gemolken. Für diese Arbeit gab es pro Woche 1,50 RM.

Auch ich war ein Lausub! In der Schule gab mir ein Schulfreund eine kleine Glaskugel mit einer Flüssigkeit drin. Diese Kugel sollte ich kaputt werfen und ich tat es, da ich die Folgen nicht kannte. Es dauerte nicht lang und in der Klasse stank es fürchterlich. Die Mädchen beschwerten sich beim Hauptlehrer. Wir mussten aus der Klasse und durften unser Pausenbrot nicht essen.

Im Dorf hatten wir russische Kriegsgefangene, da kam der Verdacht auf, das es eine Gasbombe war! Aus der Nachbarschule wurde ein anderer Lehrer geholt, der wusste gleich, was es war. Derjenige sollte sich melden, der es getan hatte und ich meldete mich. Wir, der Lehrer und ich, konnten sehr gut zusammen vom Sport her. Der Hauptlehrer aber schrieb Muttern einen Brief und zu Haus gab es eine Abreibung!

Im Dorf wohnte ein älterer Mann, da gingen wir zum Haare schneiden hin. Man bezahlte bei ihm 10 Pfennig. Auch viele ältere Männer kamen zu ihm.

Mit 10 Jahren kam der 2. Schreck: Zahnschmerzen!! Man ging zum Hausarzt und die Zähne wurden gezogen. Doch einmal ging es schief, der Zahn brach ab und die Wurzeln blieben stecken. Nun musste ich zum Zahnarzt nach Neurode, der sollte die Wurzeln entfernen. Muttern und August gingen mit, aber es kam alles anders als erwartet. Als beim Zahnarzt die Haustür geöffnet wurde, roch es nach Äther und ein Erwachsener schrie und ich bekam Angst. Ich rannte weg und schrie auch vor Angst. Muttern wurde ausgeschimpft: ich sei schlecht erzogen worden. Es wurde ein Termin festgelegt, Muttern sollte eine Kraft mitbringen. Wir gingen zu Onkel Franz und Tante Klara und blieben bis zum Nachmittag. Onkel Franz ging mit, setzte sich auf den Stuhl, nahm mich auf seine Beine und hielt mich fest. Muttern saß im selben Raum auf einem Stuhl und wartete, was geschehen sollte. Der Zahnarzt wollte mir eine Spritze geben, aber ich wollte keine. So nahm er seinen Zeigefinger und wollte mit Gewalt bei einer Zahnücke den Mund öffnen. Als ich merkte, er könne das schaffen, machte ich schnell auf und biss zu. Da nun der Finger etwas blutete, bekam ich von ihm eine Ohrfeige. Vor Schreck wurde Muttern ohnmächtig und ist vom Stuhl gefallen. Jetzt ging alles sehr schnell: ich bekam ein Tuch auf die Nase und wurde eingeschlafert. Als ich erwachte, lag ich im Nebenraum auf einem Ledersofa, auch Muttern lag da! Meine Wurzeln waren raus, ich war froh, denn mit 10 Jahren hat man doch noch Angst!!

Der Alltag war wieder eingekehrt und im Herbst ging es zum Bauern Kartoffeln sammeln. Die Kartoffeln wurden mit einem Pflug ausgepflügt, so musste man tüchtig wühlen, um alle zu finden. Für nachmittags gab es Kaffee und 2 Scheiben Brot, am Wochenende 2,50 RM. Im Winter bin ich jeden Tag Schneeschuh gefahren, aber eines Tages hatte ich großes Pech. Mit meinen langen Schneeschuhen, die ich nun besaß, habe ich mir vorn 2 Schneidezähne abgebrochen. Muttern lag im Bett, hatte sich beim Abwaschen mit einem Kartoffelschälmesser die Pulsader aufgeschnitten. Ich musste in dieser Zeit sehr viel tun zu Haus. Um 16 Uhr sollte ich zu Haus sein, aber ich hatte mich um 30 Minuten verspätet. Die Schmerzen waren sehr groß, da der Nerv aus beiden Zähnen rausschaute. Als ich es Muttern erzählte, sagte sie nur:“Gott straft halt gleich, wenn man nicht hört!“ Nun musste ich wieder

zum Zahnarzt und wir wurden Freunde, denn ich war froh, als er mir die Schmerzen genommen hat. Von da an ließ ich mir immer eine Spritze geben lassen!

Mit 12 Jahren ging ich zum Nachbarn, der eine Fleischerei hatte und ich habe da geholfen. Montags war in Neurode Viehmarkt, so fuhr der Meister, Geselle und ich mit dem Pferdewagen hin. Es wurde Vieh gekauft. Der Geselle führte es und ich musste es mit einem Stock treiben, wenn es nicht laufen wollte. Dienstags ging ich zu Fuß nach Volpersdorf und musste den Fleischbeschauer holen. Ich durfte mit ihm zurückfahren, er besaß ein Motorrad mit Beiwagen. Ich war sehr stolz im Beiwagen und meine Schulfreunde waren sehr neidisch, als sie mich gesehen haben.

Am 1. September 1939 ging morgens in der früh auf der Grube die Sirene. Im Dorf dachten alle es sei ein Unglück passiert – nein, es war Krieg ausgebrochen gegen Polen. Bruder Josef wurde Soldat, Herbert kam zum Arbeitsdienst und August meldete sich freiwillig als Soldat. 1942 wurde ich aus der Schule entlassen und lernte in Ludwigsdorf bei Fleischermeister Ernst Welzel das Schlachterhandwerk. Zu Haus, beim Bach unter der Brücke, habe ich mit einem Freund den ersten Zug einer Zigarette probiert. Habe tüchtig gehustet und als ich in die Küche kam, roch es gleich Muttern und ich bekam eine tüchtige Ohrfeige. An der Zigarette konnte ich auch nichts besonderes finden, man konnte auch keine bekommen.

Von Kriegsbeginn an gab es Lebensmittelkarten, für Schuhe und Bekleidung mussten wir einen Bezugsschein beantragen. Als ich 1 ½ Jahre Lehrzeit hinter mir hatte, musste ich, von der Hitlerjugend aus, zur vormilitärischen Skiausbildung. Es ging auf den Glatzer Schneeberg.

Als wir oben ankamen, lag der Schnee 150 cm hoch und man sah nur die Tannenspitzen. Im Gasthaus waren Toiletten und Wasser eingefroren. Zum Waschen und Kochen mussten wir große Schneeböcke ausstechen und in die Küche zum schmelzen bringen. Wir hatten 2 Soldaten als Ausbilder, die uns sollten Skifahren lernen. Wir bekamen Schneeschuh und der Spaß begann. Beim ersten Lauf stellte sich heraus: wir konnten besser laufen als die Ausbilder! Im Gebirge, wo ich doch aufgewachsen bin, konnte ein jedes Kind schon Skilaufen. Nach 4 Wochen ging es wieder nach Haus und es dauerte nicht lang und ich musste zur Musterung. Man sagte mir, ich sei bedingt tauglich!

Im Februar 1944 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst (RAD) einberufen. Das Lager befand sich im Sudetenland in Jauernik. Am Bahnhof angekommen, wurden wir gleich in Empfang genommen und ins Lager gebracht. In den Baracken wurde uns ein Bett zugeteilt und ich musste oben schlafen. Beim Abendbrot wurde gefragt, wer von Beruf Bäcker oder Schlachter sei und ich meldete mich. Nun sollte ich in die Küche, obwohl ich nicht wollte. In der Küche war ein Zivilkoch, mit dem kamen alle nicht aus, aber ich versuchte mein Glück. Nun, wir kamen gut miteinander aus, man musste immer nur gleich das machen, was er wollte! Nach 4 Wochen musste ich allein für 175 Mann kochen, da sich der Koch frei genommen hatte. Gleich am Sonntag, das erste Mal, lief alles schief! Es sollte Schweinebraten geben, der Koch sagte: „Fange um 9 Uhr an zu Braten, es ist früh genug.“ Gleich nach dem Frühstück, um 7Uhr 30, fing ich an zu braten. Um 12 Uhr war ja Mittag, so fing ich um 11Uhr30 an 175 Portionen Fleisch zu schneiden. Mir kam beim Schneiden das Fleisch noch so fest vor, denn ich wusste ja nicht, ob es von einem alten Schwein war. Der Oberst kam und das Essen sollte beginnen, aber er merkte gleich, dass das Fleisch noch nicht weich war. Ich musste mich sofort bei ihm melden und wurde vor den 175 Mann runter gemacht. Zur Strafe bekam ich Ausgehverbot und musste das Fleisch weich braten. Am Abend sollte es wieder zum Abendbrot ausgegeben werden.

Nach 7 Wochen Küchenzeit wollte mich der Oberst aus der Küche zum Außendienst haben. Doch ich hatte Glück, denn er schaffte es nicht, man wurde ja vorher vom Arzt gründlich

untersucht. Nach 8 Wochen bekam ich 2 Tage Sonderurlaub. Ich musste nach Haus und die Gesellenprüfung ablegen. Den Gesellenbrief habe ich aber nie gesehen.

Nach einem viertel Jahr ging es zur Flackausbildung nach Prag in die Tschechoslowakei. Jetzt musste ich in der Feldküche kochen und hatte es noch nie getan. Gleich am ersten Tag, auf dem Bahnhof, lief es nicht so, wie es sollte! Ich sollte Erbsensuppe kochen und alle Zutaten kamen in den Kessel, dann wurde der Deckel zugeschraubt. Als es zu Kochen begann, dampfte es aus allen Ecken und Kanten. Nun kam bei mir doch etwas Angst auf und ich öffnete den Deckel – die halbe Suppe war ‚weg‘!! Hatte nicht daran gedacht, dass der Kessel in Öl kochte. Habe ganz schnell 2 Eimer Wasser zugegossen und das Essen war gerettet. Nun hatte ich mich an den Kessel gewöhnt und es ging das nächste Vierteljahr gut.

Als das halbe Jahr Arbeitsdienst rum war, wurde ich nach Haus entlassen. 14 Tage später kam die Einberufung zu den Soldaten. Es ging in die Kaserne, in die Nähe von Breslau, aber die war überfüllt. Wir mussten 8 Tage in Zivilsachen auf dem Hausboden verbringen. Nach 8 Tagen schickte man uns nach Oels in Schlesien in die Kaserne. Wir bekamen Uniform und wurden an leichten und schweren Granatwerfern ausgebildet. Die Ausbildung dauerte ein viertel Jahr und war sehr hart. In der Kaserne konnte man schon sehen, was mit Deutschland geschehen würde. Es waren sehr viele alte Männer in SA-Uniformen und anderen Uniformen, auch in Zivilkleidung da. Diese Leute nannte man den Volkssturm, die konnten einem leid tun! ,

November 1944 war die Ausbildung zu Ende und wir bekamen 14 Tage Urlaub. Nun sollte es Ernst werden, da wir an die Front sollten und Deutschland verteidigen mussten. Wir wurden in Viehwagen der Eisenbahn verladen. Ab ging es und keiner wusste wohin! ?

Nach Tage langer Fahrt landeten wir in Ungarn, in der Nähe von Stuhlweißenburg.

Morgens, gegen 5 Uhr, es war der 20. Dezember 1944, kamen wir auf dem Bahnhof an. Kein Mensch wusste, ob hier deutsche oder russische Soldaten waren. Der Ort lag in einem Tal, rechts und links nur Berge. Wir gingen durch den Ort und am Ende gruben wir uns ein. Granatwerfer waren nicht zu gebrauchen, da keine Munition und Richtaufsätze dabei waren. Nach kurzer Zeit wurden wir von den Russen mit einzelnen Granaten begrüßt. Die hatten uns beobachtet, wie wir uns eingegraben haben. Das erste, was ich vom Krieg gesehen habe, war ein Pferd mit aufgeschlitztem Bauch. Der Unteroffizier fing es ein und gab den Gnadenschuss. Von da an wusste ich, wie grausam Krieg sein kann.

Im Laufe des Vormittags begrüßten uns die Russen mit Dauerbeschuss und wir mussten zurück. Als wir durch den Ort gingen, bekamen wir von beiden Bergseiten tüchtig Beschuss. Ich hörte eine Granate kommen und warf mich schnell in den Strassengraben. Meine Hände gingen immer vors Gesicht, damit sie nicht verletzt werden sollten. Sollte mir mal was passieren, wollte ich doch Muttern selbst schreiben können. Sorgen hatte sie ja genug: Herbert vermisst und von August auch keine Post. Wie ich da so lag, merkte ich einen Schmerz am Hals und meine Hand war voll Blut. Im Tempo ging es weiter zurück, nach ca. 1 km wurde ich von einem Sanitäter verbunden. Als ich im Feldlazarett ankam, stellte man fest, es ist ein Granatstecksplinter im rechten Unterkiefer. Hatte einen netten Arzt, er fragte, wie alt ich sei, ich sagte, 17 Jahr. Wo mein Vater sei und ob ich Geschwister habe. Ich erzählte ihm alles. Da sagte er, ich schicke dich in die Heimat. Den Splitter hätte man auch da entfernen können und am anderen Tag wäre ich wieder an die Front gekommen. So wurde ein Transport mit Verwundeten zusammengestellt. In Viehwagen ging es zurück, aber keiner wusste wohin!

Es war der 22. Dezember und schon sehr kalt draußen. In dem Waggon hatten wir kleine Kanonenöfen, aber nichts zu brennen. Auf einem Güterbahnhof hielt der Zug zwischen einem Ölzug und einem Munitionszug an. Ich ging nach draußen und wollte was brennbares finden, plötzlich hörte ich Flugzeuglärm und russische Flugzeuge kamen. So schnell ich konnte kroch ich unter dem Waggon durch und lief auf eine Wiese nebenan. Die Züge wurden bombardiert und es sah furchtbar aus. Verwundete, die nicht laufen konnten, schrien vor Angst. Der Lokführer war vor Schreck abgehauen, so setzte sich ein Soldat auf die Lok und fuhr den Zug

auf freie Strecke. Am Nachmittag, als alle, die laufen konnten, wieder da waren, ging die Fahrt weiter. Es war Weihnachten – Hl. Abend 1944!

Keiner wusste, wo die Fahrt hingehen sollte und wir hielten an der österreichischen Grenze. Der Zug hielt auf einem Bahnhof, das Rote Kreuz kam und verteilte Weihnachtspäckchen. Man hatte am Anfang und Ende des Zuges angefangen und wollte sich in der Mitte treffen. Es mussten ja wieder Päckchen nachgeholt werden und so wusste man nicht mehr, wer schon was bekommen hatte. Wir, in der Mitte des Zuges, bekamen nichts mehr, die Päckchen waren alle. Man tröstete uns und sagte, wir würden sie im Lazarett nachbekommen.

Am 1. Weihnachtstag kamen wir in Wien an und es ging nach Wiener-Neudorf. Das Lazarett war ein großes Kloster. Die Krankenschwestern waren Nonnen und schwer erziehbare Mädchen. Für die Verwundeten waren nur die Nonnen zuständig. In der Küche und zum sauber machen waren die Mädchen da, sie durften aber mit keinem Soldaten sprechen. Die Nonnen waren überall und haben echt Acht gegeben. Ich kam in einen großen Saal, wo doppelstöckige Betten waren und 115 Mann lagen. Da es keinen Fahrstuhl gab, musste ich immer die Essenkübel mit nach oben bringen.

An Silvester wurde ich operiert und der Splitter entfernt, doch es kam noch anders. Von dem schweren Heben bekam ich in der rechten Leiste Schmerzen. Bei der Entlassungsuntersuchung sagte ich es dem Arzt. Er meinte, es sei ein Leisten und Hodenbruch. Ich wurde ausgeschimpft, hätte früher schon Bescheid sagen sollen, so hätte man alles zusammen machen können. Meine Gedanken aber waren: alles etwas in die Länge ziehen und von der Front wegbleiben.

Am 20. Januar 1945, an Herberts Geburtstag, wurde ich operiert. Gleich am Morgen kam ich dran und 2 Stunden später war Fliegeralarm. Ich kam auf die Trage und man brachte mich in den Keller. Ich hatte große Schmerzen, da die Treppen sehr steil waren und nur gefangene Russen tragen mussten. Es wurde keine Rücksicht genommen und nach 1 Stunde ging es wieder nach oben. Nach 14 Tagen konnte ich wieder laufen, da wurde aber das Lazarett von den Amerikanern bombardiert. 2/3 des Klosters wurden zerstört und für mich wurde es schlecht. Alle, die einigermaßen laufen konnten, wurden entlassen und es ging wieder an die Front.

Unsere Einheit lag in der Tschechoslowakei. Dort angekommen, fand ich von meiner Gruppe nur noch einen Überlebenden! Es war Anfang März und es ging nach vorn an die Front. Habe Gott gebeten, er möge mich beschützen, denn wir würden in schwere Kämpfe geraten. An einem Morgen, in aller Frühe, sendete der Russe seine Marschmusik! Zwischendurch sagte er Namen von Soldaten durch, die übergelaufen waren und wir sollten es auch tun. Als das vorüber war, ging die Schießerei los! Ich hatte mich im Straßengraben eingegraben. Den Stahlhelm hatte ich abgenommen und mich darauf gesetzt. Das Gewehr stand neben mir, den Arm durch den Gurt gesteckt. Vor Müdigkeit war ich eingeschlafen und habe den Tag verschlafen. Es war dunkel, plötzlich zog jemand an meinem Gewehr und fragte:“Wer da?“ Glücklicherweise waren es Kameraden meiner Einheit. So hatte ich einen Tag da vorn allein verbracht, der Russe war wohl nur 150-200 m entfernt von mir!

Von nun an ging es nur noch zurück, denn der Russe war stärker als wir. Munition für Granatwerfer bekamen wir keine. Je weiter man nach hinten kam, da war die Munition aufgestapelt. Man merkte da schon, dass da etwas nicht stimmen konnte. Die Straßen waren überfüllt, man kam nicht vorwärts, alle wollten in den Westen. In russische Gefangenschaft wollte keiner von uns.

Deutsche Offiziere kamen auf Pferden angeritten, ließen sie stehen, ab ins Flugzeug und zum Amerikaner. Ich traf 3 Männer aus meiner Heimat und wir waren entschlossen zu fliehen. Wir schnappten uns Pferde und ab ging es. Zwei von uns konnten reiten, die anderen zwei aber nicht! Es dauerte nicht lang und der Hintern war wund.

Nach 2 oder 3 Tagen, es war Anfang Mai 1945, schnappten uns die Tschechen. Sie sagten uns, Hitler sei ‚kaputt‘. Der Krieg sei aus, aber nicht für uns. Man brachte uns in eine kleine

Stadt und behandelte uns wie Verbrecher. Die Hände hoch über dem Kopf, mussten wir 2 km marschieren. In der Stadt angekommen, kamen kleine Jungen von 8-10 Jahren, griffen uns in die Taschen, ob nicht etwas brauchbares darin sei. Man kochte vor Wut, aber man konnte nichts machen. Wir wurden in ein Gasthaus gebracht, der Saal war oben. Als wir da ankamen, waren schon Soldaten und Flüchtlinge untergebracht. Bewacht wurden wir von zwei tschechischen Zivilisten mit Maschinenpistolen. Man sagte uns, wir sollen alle erschossen werden, das Grab sei schon geschaufelt.

Es waren etliche Soldaten von der Waffen SS dabei, die mochte niemand leiden! Nun mussten wir alle die Jacken ausziehen und in zwei Reihen aufstellen. Die eine Wache zielte ständig auf uns, da waren die Gedanken noch einmal zu Hause. Doch wir hatten Glück, eine Flüchtlingsfrau hatte Tabletten genommen und wurde nicht wach. In diesem Augenblick ging die Tür auf und russische Soldaten kamen herein. Die Tschechen wurden vertrieben und wir waren gerettet.

Am anderen Tag wurden wir in einer Schule untergebracht, da blieben wir zwei Tage. Nun wurden wir in eine Kaserne gebracht, in Pferdeställe. Hier wurde eine Sammelstelle errichtet, nur für Soldaten. Das erste, was man machte, war auch Taschen durchsuchen nach Uhren. Den Offizieren wurden die schönen Stiefel weggenommen, dafür bekamen sie ein paar ausgetretene Schuh. Ich hatte ein paar schöne Gebirgsjägerschuh, die wurde ich los und bekam ein paar alte Gummistiefel.

Nun hieß es antreten zum Haare schneiden und Rasieren. Es war eine große Maschine, wo ein Soldat dran drehen musste und die Haare flogen weg. Mit solchen Maschinen wurden sonst nur Tiere geschert. Viele schöne Locken flogen zur Erde und manche Träne floss dabei. Dann wurde am Körper, wo noch Haare waren, rasiert. Alle russischen Soldaten hatten doch keine Haare! Nun ging es zum Duschen und Entlausen. Die Bekleidung kam in den Ofen und Läuse wurden ausgebrütet! Man kam ohne Läuse an, - aber dann hatte man welche! Nun wurde gesucht und geknackt, das man das Ungeziefer wieder los wurde.

Zu essen gab es Trockengemüse, das wir Deutsche für russische Kriegsgefangene hergestellt hatten. Es war, als hätte man einen bunten Rasen gemäht und getrocknet. Im Kasernenhof waren Benzinfässer auf ein paar Ziegelsteine gestellt, darin wurde das Trockengemüse mit ein paar Knochen gekocht und das Essen war fertig.

Man hatte so an die 1200 Soldaten zusammengebracht, dann sollte für uns der Marsch ins Ungewisse gehen. Morgens mussten wir antreten und Marschverpflegung empfangen. Für jeden gab es für den ganzen Tag 1 Scheibe Brot, 1 Scheibe Wurst, 1 Esslöffel getrocknete Erbsen und Kartoffeln. Was sollte man mit den getrockneten Erbsen anfangen? !Mein Kochgeschirr war eine Blechdose, wo ich 2 Löcher reingemacht und eine Schnur durchgezogen hatte, so konnte ich sie tragen. Ab und zu gab es auch etwas Wasser, dann konnten Erbsen und Kartoffeln eingeweicht werden. Viele aßen vor Hunger aber die Erbsen so und mussten große Schmerzen ertragen. Im Darm gingen die Erbsen auf und verstopften alles, darum die Schmerzen.

Jeden Tag mussten wir an die 60 km marschieren und am Abend konnte man nicht mehr. Die Russen, die uns begleiteten, fuhren auf Fahrrädern oder ritten auf Pferden. Am Ende der Kolonne fuhr ein Pferdewagen, wo die Toten aufgesammelt wurden. Übernachtet wurde meist auf großen Wiesen, wo man alles übersehen konnte.

Eines Tages, gegen Abend, marschierten wir durch einen kleinen Wald, als ich plötzlich tüchtig Bauchschmerzen bekam. Was nun, es ging vielen so. Ich ging in den Strassengraben und wollte mein Geschäft verrichten, aber ich kam nicht dazu. Ein Russe kam und ich bekam mit dem Handstock welche aufs Kreuz, so ging mein Geschäft in die Hose. Man hatte wohl gedacht, dass ich abhauen wollte. Jetzt musste ich wohl noch ca. 1 Stunde so marschieren, bis wir in einem Lager mit Holzbaracken ankamen. Im Hof wurde ein Lagerfeuer gemacht, in den Baracken konnte keiner schlafen, wegen Kakerlaken. Nun wurde die Hose ausgezogen, gewaschen, auf 2 Stöcke genommen und am Feuer über Nacht getrocknet. Den Russenmantel

hatte ich ja an, so konnte ich es aushalten. Am anderen Tag ging es weiter und wir kamen durch folgende tschechische Städte: Olmitz, Troppau, Ostrau, Bilitz Biala. Nach tagelangen Märschen landeten wir in Polen – Auschwitz. Wir wurden in Holzbaracken untergebracht, wo vorher Juden drin waren. Das Lager war mit einem breiten Wassergraben und doppeltem, elektrischen Stacheldraht gesichert. Nun wurden wir in die Baracken verteilt. Als Schlafgelegenheit waren 2-stöckige Holzpritschen – zu je 3 Mann!! Ich lag unten, nur auf Brettern und nachts konnte man nicht schlafen, denn da fielen die Kakerlaken von oben runter. Zum Zudecken hatte ich ja meinen Russenmantel. Das Essen war das gleiche, wie am Anfang: Trockengemüse mit Öl oben drauf. Wenn wir essen empfangen hatten, ging der Weg gleich zur Toilette und man stellte sich in der Schlange mit an. Die Toilette war ein Gebäude ohne Tür, w in einer Reihe 15 Mann sitzen konnten. Man wartete, bis ein Platz frei wurde, schluckte das Gemüse runter und ging hinein. So schnell das Essen runter ging, so schnell kam es hinten wieder zum Vorschein. Für das Essen wurden Papiermarken ausgegeben, damit man nicht zwei Mal empfangen konnte.

Doch Hunger machte erfinderisch! Die Marken waren von den Trockengemüsesäcken. Wir gingen in die Küche und bettelten um die Säcke, wir wollten sie als ‚Unterlage zum Schlafen‘ haben. Ein Esslöffel wurde auf einem Stein so lang gerieben, bis man ein Messer hatte. Von einem Schuh wurde ein Gummiabsatz genommen und der Stempel gemacht. Als rote Farbe wurde ein Ziegelstein ganz fein gerieben und dann wurde gestempelt. Doch es dauerte nicht lang und es kam heraus, weil das Essen nicht reichte.

Eines Tages suchte man Schlachter und ich meldete mich mit 3 Kameraden. Nun gingen wir jeden Tag von morgens bis nachmittags in ein Nebenlager zum Schlachten. Das Vieh, was wir schlachten mussten, kam aus Schlesien. Das Fleisch ging nach Russland und die Knochen ins Lager, in die Küche. Da wir ja gearbeitet hatten, bekamen wir unser Essen aus dem Lager nebenan. Es gab an Brot etwas mehr und wir haben uns auch heimlich selbst Fleisch gekocht. Nach kurzer Zeit merkte man, dass wir am kochen waren und es wurde uns auch weggenommen.

Trotz Wassergraben und elektrischem Zaun sind Gefangene geflohen. Man bettelte uns an, wir sollten von draußen ein Stück Draht von 50 cm Länge mitbringen, aber für was? Bei einem Gewitter mit kräftigem Regen haben sie den Draht an den elektrischen Zaun geworfen. Ergebnis: es gab einen Kurzen, im Lager wurde es dunkel und der Strom war weg. Am anderen Tag wurde gleich Zählappell gemacht... und es fehlten drei Mann. Eines Tages, als wir ins Lager kamen, war die Parole – wir werden entlassen! Kranke und Österreicher waren die Ersten, die nach Hause durften. Danach waren die Sudetendeutschen dran, sie wurden von den Tschechen mit LKWs abgeholt. Ein großer Teil von gesunden Gefangenen mussten da bleiben.

Endlich kamen auch die Schlesier dran, aber ich habe mich nicht gemeldet, da ich ja arbeiten ging. Doch eines Morgens kamen die Polen und holten die Schlesier mit LKWs ab und brachten sie nach Oberschlesien. Sie wurden dort zum Arbeiten in die Kohlegruben geschickt. Nun sollte das Lager abgebaut werden und nach Russland gebracht werden. Der Rest der Soldaten, der noch da war, wurde von einer russischen Ärztin untersucht.

Als sie zu mir kam, fragte sie nach Alter, Vater und Geschwister. Ich habe ihr alles erzählt. Danach sagte sie:“ Weil du noch so jung bist, geh nach Hause!“

Nun fuhr ich mit der Eisenbahn, wo nur Polen im Abteil waren. Ich habe auch viel draußen gestanden, auf der Plattform, die von einem Waggon zum anderen ging. In meinem Russenmantel hielt man mich wohl für einen Russen und ich wurde auch nicht angesprochen. Nach 1 ½ Tagen kam ich zu Hause an, aber ich wusste ja nicht, ob Muttern noch da war. Sollte Muttern nicht da sein, so wollte ich weiter nach Westdeutschland reisen. Doch ich hatte Glück und sie war noch da.

Als erstes verbrannte ich meine Sachen und nahm ein Bad. Die ersten Tage konnte ich nicht im Bett schlafen, legte mich auf eine Bank mit einer Decke darauf. Meine Hüftknochen

mussten sich erst an das Weiche gewöhnen. Überall waren nun Polen in die Häuser und Wohnungen eingezogen. Für die Deutschen war es sehr schlecht, man konnte nichts kaufen, da man keine Zloty hatte. Für 1 Pfund Salz musste man 60,00 Reichsmark bezahlen. Als Schlachter bekam ich ja keine Arbeit, so fing ich auf der Rudolf Grube an zu arbeiten. Ich arbeitete unter Tage – 600 m unter der Erde, so verdiente ich doch Geld und wir konnten uns etwas kaufen. Die Wohnung wurde auf meinen Namen geschrieben, denn ich bezahlte ja die Miete.

Eines Tages, als ich aus dem Schacht kam, sagte man mir, wir hätten 2 Polen in die Wohnung bekommen. Dagegen konnte man nichts unternehmen und musste ruhig sein. Nach einem halben Jahr ging ich mit meinem Schulfreund nur noch auf Nachtschicht. Es wurde nachts nur Bauholz zu den Kohleflößen gefahren. An einem Sonntag mittag, als wir ausgeschlafen hatten, traf ich den Schulfreund und seinen Bruder. Man erzählte sich von der Arbeit und Arbeitskollegen. Es kamen 4 junge Polen, die sagten zu uns, dies sei eine ‚Hitlerversammlung‘ und wir wurden geschlagen. Am Abend bin ich vor Wut nicht zur Arbeit gegangen. Gleich am anderen Morgen wurde ich zum Betriebsleiter bestellt, warum ich nicht zur Arbeit gekommen wäre. Habe ihm alles erzählt und die Namen der 4 Polen genannt; sie wurden etliche Tage eingesperrt. Von nun an durfte ich mich nicht mehr nach draußen wagen.

Im November 1946 wurden wir aus der Heimat vertrieben, das hatte der Krieg mit sich gebracht. Ein Jeder durfte nur das mitnehmen, was man tragen konnte. Es ging zum Bahnhof nach Neurode und von da, nach Glatz, in eine Kaserne. Hier wurde ein Transport zusammengestellt. Bevor wir in Viehwaggons verladen wurden, durchsuchte man uns nach etwas Brauchbarem. In Streichholzschachteln sollten wir Radio oder Motorräder versteckt haben!!!

Wieder begann eine Fahrt ins Ungewisse: geht es nach Westdeutschland oder in die russische Zone. 1946 gab es noch nicht die spätere DDR. Nach zwei Tagen Fahrt, kamen wir in Görlitz, auf dem Bahnhof an. Nun ging man von Waggon zu Waggon und alle mussten aussteigen zum entlausen. Es kamen zwei Männer mit einer großen Holzspritze, darin war ein weißes Pulver. Man spritzte uns das Pulver in den Nacken und vorne rein, bis es zu den Hosenbeinen wieder raus kam. Als man mit allen fertig war, ging die Fahrt weiter und wir landeten in Dresden. Jetzt sollten wir vier Wochen in Quarantäne bleiben.

Das Gleiche wie immer: wir wurden in Baracken untergebracht, duschen, entlausen und untersuchen.

Nach vier Wochen wurden wir in der Ostzone verteilt, wo wir arbeiten sollten. Mein Schulfreund kam nach Zwickau auf die Kohlegrube und ich musste nach Johanngeorgenstadt zum Uranbergbau. Was wusste ich schon, was Uran ist, aber es dauerte nicht lange und ich wusste es.

Am 20. Dezember 1946 ging ich also mit drei Kollegen zum Schacht, um zu fragen, wann wir anfangen sollten. Man kam nur mit Einlassschein ins Werk, wo unsere vier Namen darauf standen. Einzeln kamen wir nicht wieder raus. Als wir zum Büro kamen, standen so 50 Mann vor der Tür. Doch es dauerte uns zu lang, da wir schon gut drei Stunden standen, deshalb gingen wir nach Haus. Ja, leider hatten wir falsch gedacht, am anderen Tag wurden wir abgeholt zum Büro. Am Tag vor Hl. Abend mussten wir auf der russischen Kommandantur uns den Ausweis abholen. Der Ausweis hatte nur 4 Wochen Gültigkeit. Zur Strafe mussten wir Hl. Abend von 13-21 Uhr arbeiten.

Waschen konnte man sich im Werk nicht. In den Schacht ging es erst 50 m in den Berg, dann auf Holzleitern 150 m nach unten, in die Tiefe. Bei dem wenigen Essen war man schon kaputt, wenn man unten ankam. Die Arbeit war sehr schwer, sämtliche Stollen waren mit nur einem Gleis ausgebaut. In den acht Stunden musste man 6 Hunde, so nannte man die Wagen, mit Gestein voll laden und zum Schacht bringen. Oft musste man mit dem leeren Wagen ausweichen.

Am Schacht saß ein Russe, für jeden vollen Wagen gab es eine Blechmarke. Sechs Wagen waren Norm, da bekam man eine Essensmarke, sonst nicht! Das Uran kam in Metalleimer, die man verplombte und nach Russland schickte. Ins Werk ging es durch eine Holzbaracke, wo ein russischer Posten stand. Am 31. des Monats, ging man zur Arbeit, auf Nachtschicht, und am ersten morgens kam ich aus dem Schacht. Wenn der Ausweis nicht verlängert war, kam man nicht mehr heraus. Man musste 2-3 Stunden warten, bis der Kommandant kam und den Ausweis verlängerte. Oft wurden wir lange festgehalten, weil man uns verdächtigte, Uran entwendet zu haben. Man wurde mit einem Geigerzähler abgehört, der zeigte so was an. Wir zogen Jacke und Hose aus, klopfen sie aus, denn es war ja nur Staub darin. Man traute sich doch nicht, etwas mitzunehmen, da man ja nun wusste, wie gefährlich Uran ist. Es machte die Arbeiter krank, weil es in die Lunge ging und man dran sterben konnte.

Täglich brachte man 20-30 neue Arbeiter, weil auch so viele abgehauen waren. Mutter und ich wohnten bei einer Frau, die mit einem Mann zusammen lebte. Wir hatten ein kleines Zimmer von 9qm. Jedes Mal, wenn wir in unser Zimmer wollten, mussten wir durch das Schlafzimmer der beiden. Lebensmittel gab es nur auf Lebensmittelmarken. Mutter stellte sich 2-3 Stunden beim Bäcker an, damit wir Brot bekamen. Oft bekamen die letzten nichts mehr und sollten am anderen Tag wieder kommen. Vor Hunger hat man das heiße Brot gegessen. Auch sollten wir 100 kg Kartoffeln bekommen, aber es waren nur 10 kg. Die Frau, wo wir wohnten, sagte, wir sollten uns Zudelsuppe kochen, so würden wir lange reichen. Ja, was ist Zudelsuppe? Rohe Kartoffeln schälen, reiben und in kochendes Wasser einrühren. Als ich zum ersten Mal diese Suppe essen musste, habe ich mich gleich übergeben. Die Suppe ist so, als hätte man Kleister im Teller.

Nun war ich ½ Jahr im Bergbau tätig und ich bekam meinen Jahres-Urlaub. Bruder Josef wohnte in der Zone mit Familie. Eines Tages kam ein Telegramm: Mutter sollte kommen, Frau sei krank! Nun war ich allein, packte meine Sachen und wollte zu Bruder August, der in Westdeutschland war.

1947 gab es noch keine Mauer und Stacheldraht. Die Grenzpolizei konnte man umgehen, man ging im Dunkeln über die Grenze. Vor der Grenze hatten wir uns erkundigt, wie alles so läuft. Man sagte uns, im Osten sei die Eisenbahn eingleisig, im Westen zweigleisig.

Im Westen angekommen wurden wir von der Bahnpolizei in Empfang genommen. Im Aufenthaltsraum des Bahnhofes gab es zu Essen und eine Bescheinigung, wo man über die Grenze gekommen war. Am anderen Tag durfte man hinreisen, wo man wollte. Bruder August arbeitete bei einem Bauern in Elm, da wollte ich hin. Abends landete ich in Bremerhaven, Hauptbahnhof. Es ging kein Zug mehr nach Bremervörde, wo ich hin musste. Ich übernachtete im Aufenthaltsraum, da waren sehr viele Leute. Meine kleinen Habseligkeiten, die ich im Rucksack besaß, legte ich unter den Kopf und legte mich zum Schlafen hin. In dieser Zeit wurde viel gestohlen, da ja viele Menschen durch den Krieg alles verloren hatten.

Am anderen Morgen fuhr ich mit dem Zug dann nach Bremervörde. Ich ging zu Fuß nach Elm, es waren so an die 6 km. Nun suchte ich den Bauern, wo mein Bruder war. Da bekam ich einen Schreck, zu den Türen kam lauter Rauch heraus, ich dachte, das Haus brennt! Es war ein Rauchhaus, was ich nicht kannte, - es gab keinen Schornstein! Nun hörte ich Stimmen auf der Diele, es war Bruder August und Bruder Josef war auch da. Es gab auch gleich den ersten Streit. Josef wollte, dass ich wieder zurück fahren solle. Mutter könne nicht alleine bleiben und er könnte sie ja nicht nehmen, da er ja Familie hätte. August und ich waren uns einig, wir holen Mutter zu uns und nach ¼ Jahr kam sie zu uns in den Westen.

Da ich als Schlachter keine Arbeit bekam, fing ich beim Bauern an zu arbeiten. Die Hauptsache war, Arbeit und Essen zu haben! Die Arbeitszeit war von morgens 5 Uhr bis zum Abend 19 Uhr für 50 Reichsmark. Kaufen konnte man nichts, da es ja alles auf Lebensmittelmarken und Bezugsschein gab.

1948 kam die Währungsreform und es gab wieder alles zu kaufen. Ein paar Gummistiefel 25 DM, ein Neilsthemd 20 DM, so konnte man von 50 DM nicht ganz viel kaufen. Der Monat war lang, man musste Haare schneiden gehen und auch rauchen. Jeden Monat wurde ein Teil gekauft zum anziehen, da ich ja nicht viel besaß.

1950 lernte ich meine Frau kennen, sie war gerade 15 Jahre alt und es war meine große Liebe. Da ich ja 8 Jahre älter war, wollte man uns auseinander bringen. Die Liebe aber war stärker und wir hielten fest zueinander. Das Geld war immer sehr knapp, deshalb ging ich vom Bauern weg und fing in der Molkerei an zu arbeiten. Ich bekam auf den Monat 90 DM, die Arbeitszeit war auch dort lang. Morgens um 4 Uhr 30 fing ich an und am Abend um 19 Uhr war Feierabend, bei einer Stunde Mittagspause. Nun gab es auch keinen Sonntag mehr, bis mittags wurde gearbeitet. Jeden zweiten Sonntag musste ich auch am Abend 2 Stunden arbeiten und Sahne kühlen.

Im März 1955 haben wir geheiratet, da wir eine Wohnung haben wollten. Es war ja immer noch große Not an Wohnungen.

1956, im schönen Monat Mai, kam unsere Tochter Brigitte zur Welt. Die Freude war groß, auch gleichzeitig traurig. Die Geburt war zu Hause und verlief gut, aber anschließend gab es Komplikationen. Hätten wir nicht eine so gute Hebamme gehabt, so hätte ich wohl meine liebe Frau verloren. Im Krankenhaus erholte sie sich bald und wir waren eine glückliche Familie.

Nun bekam ich 190 DM in der Molkerei, aber das Geld war immer knapp! 50 DM mussten wir an Miete zahlen, dann Licht und Kohlen kaufen. Wir waren auch in dieser Zeit glücklich und zufrieden.

1957 hörte ich in der Molkerei auf zu arbeiten. In Bremen, bei den Klöckner-Stahlwerken suchte man Arbeiter und ich fuhr hin. Sollte gleich anfangen, doch es gab einen Haken dabei: Schichtarbeit! Und wie sollte ich von Elm nach Bremen kommen? Ich hätte mir ein Zimmer mieten müssen und die ganze Woche dort bleiben. Der Stundenlohn betrug 2,12 DM, das reichte nicht um zweimal Miete zu bezahlen. Bruder August war aus Wuppertal zu Besuch, er sagte, bei ihm gäbe es Arbeit genug. Ich entschloss mich und fuhr mit nach Wuppertal.

Schwiegervater hatte in Bramstedt einen Bauernhof gepachtet. Meine Frau und Tochter gingen zu ihm, so waren sie nicht alleine. Ich bekam in Wuppertal auch gleich Arbeit in einer Gummifabrik. Die Arbeit war sehr schwer. Nach 7 Wochen schrieb mir meine liebe Frau, sie könnte ein Haus mieten und ich sollte zurück kommen. Ohne viel zu überlegen sagte ich zu und fuhr nach Bramstedt. Nun ging ich wieder zu Klöckner nach Bremen wegen Arbeit.

Im November 1957 fing ich dann an, dort zu arbeiten und lernte gleich das Kranfahren. Schichtarbeiten war nicht einfach: 3 Sonntage im Monat arbeiten und 1 Sonntag frei.

Ins Werk fuhr ein Bus zu jeder Schicht. Nach 2 Jahren hörte der Bus auf zu fahren, man bekam von Klöckner eine Wohnung. Da wir das Haus hatten, kaufte ich ein Moped und fuhr 5 Jahre Sommer wie Winter damit zur Arbeit. Es waren oft große Strapazen, die ich auf mich nehmen musste. Zu Haus hatten wir einen großen Garten und nebenbei kam Schwiegervater, dass wir in der Landwirtschaft helfen sollten. Man war jung und hat alles geschafft, was man wollte. Nach 5 Jahren hatten wir Geld gespart und kauften uns einen 1200 VW. So hatte ich es doch besser, brauchte zu frieren und war schneller zu Haus!

Oft habe ich 16 Stunden gearbeitet von abends 22 Uhr bis 14 Uhr nachmittags. Geld konnten wir gebrauchen, denn wir hatten hier ja mehr Wohnraum.

Unsere Tochter lernte Bankkauffrau in Hagen. Sie musste nach Goslar zu einem Lehrgang, dort lernte sie ihren Mann kennen. Es dauerte nicht lange, da verließ sie uns und ging von zu Hause weg. Wir haben einen lieben Schwiegersohn bekommen und zwei liebe Enkeltöchter.

1984 wurde ich nach 26 ½ Jahren von Klöckner über Sozialplan entlassen. Habe es nie bereut, das ich schon als Rentner zu Haus war. Die Jahre bis 1991, als ich krank wurde, habe ich noch genießen können.

1991 erkrankte ich und lag 10 Wochen im Krankenhaus. Habe in beide Füße Rheuma bekommen und konnte nicht mehr laufen. Durch die Liebe meiner Frau habe ich wieder laufen gelernt. Ich kann für diese schwere Zeit meiner lieben Frau gar nicht genug danken. Die letzten Jahre waren für mich sehr schwer, da ich sehr oft krank war.

1995 hatten wir doch noch ein sehr schönes Jahr, da hatten wir unseren 40. Hochzeitstag. Auch meine liebe Frau wurde 60 Jahre alt. Zum Geburtstag erhielt sie von den Kindern als Geschenk eine Reise in die Heimat. Der Schwiegersohn fuhr mit uns zuerst nach Mittel-Thiemendorf in Schlesien (heute Polen). Man wurde dort gut aufgenommen und durfte alles besichtigen. Anschließend ging die Fahrt in meine Heimat und ich habe mich gefreut. Nach 49 Jahren sah ich mein zu Hause wieder, leider konnte ich unsere Wohnung nicht besichtigen. Ich war sehr enttäuscht, weil das Meiste so verkommen war, das man es nicht wieder erkannte.

Für diese Reise möchte ich meinen Kindern aufs herzlichste danken und sie wird mir stets in Erinnerung bleiben!